

Nr. 238 Bromberg, den 16. Oktober 1932.

Onkel Otto.

Ein lustiger Roman von Adolf Augustin.

(19. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Was ist mit Rudi los?

Er ist wie verwandelt. Das sonst immer so heitere, lachende Gesicht ist mit einem Male verschlossen, hart und finster.

Er schweigt sich aus. Auf alle Fragen des Vaters hat er ein: „Nichts! Was soll mit mir sein? Daß wir raus müssen, das quält mich."

Aber Onkel Otto bringt ihn doch zum Aussprechen.

„Es ist um die Dixi, Junge!" sagt er ihm auf den Kopf zu.

„Wie kommst du darauf, Onkel?"

„Das fühle ich! Was ist denn mit ihr? Sprich dich doch zu mir aus."

„Mich ärgert, daß die Dixi den Grafen heiraten will!"

Er erzählt dem Onkel alles, was ihm Dixi gesagt hat. Onkel Ottos Gesicht wird immer ernster.

Dann schüttelt er den Kopf und sagt: „Das darf nicht sein! Das Mädel soll nach ihrem Herzen wählen."

„Das Herz erstirbt manchmal, Onkel. Ist ja auch so schlimm für ein junges Ding, den erbitterten Kampf zwischen Vater und Mutter zu sehen. Frank, der Vater, hat sich durchgesetzt als anständiger Mensch, ihm paßt das alles nicht, er ist im Grunde genommen eine noble, hochanständige Natur, nur die Knechtung durch die Frau hat ihn schlecht gemacht. Davon hat er sich befreit. Die Mutter, Frau Antonie . . . nun die war nie gut, wenn man von ihr hörte, immer war es mit einer Verwünschung verbunden. Eine Seele ohne Ruhe, von schmutzigem Geiz, habgierig, raffsüchtig, nur einen Gott kennend: das Geld. Daß diese Frau Dixis Mutter ist, das werden wir nie begreifen, nicht wahr, Onkel?"

„Die Frau ist schlecht, miserabel schlecht!"

„Die Frau ist glücklich, daß der Klub da ist, ihr ist's ganz gleich, was sie da auch treiben, ob's verboten ist oder nicht. Es sind gute Gäste, die Zahl der Champagnerflaschen entscheidet. Umsatz, Geld, Geld. Unsere beiden Polizisten hat sie völlig eingewickelt. Der Schumann ist alt und bequem, auch der dicke Plötz macht nicht gern was. Jetzt haben sie einen dritten Polizisten, man muß gestehen, sie haben gut ausgewählt. Das dümmste Luder, das aufzutreiben war, das haben sie genommen. Von dem droht dann auch keine Gefahr. Ein gemütlicher Sachse, treuherzig und ruhig."

„Es ist so, wie du sagst, Rudi! Jedenfalls, die Dixi darf den Grafen nicht heiraten. Dafür sorge ich!"

„Wie willst du das fertig bringen, Onkel?"

„Das laß man meine Sache sein, Junge!"

*

Am nächsten Tage.

Graf Ugo sitzt am Mittagstisch. Der Diener räumt eben ab und sagt: „Ein Mann ist da, gnädiger Herr, der Sie gern sprechen möchte."

„Wer ist es?"

„Herr Otto Käsebier!"

„Otto Käsebier?" sagt Graf Ugo nachdenklich. „Ach, das ist der verarmte Amerikaner, der im „Ochsen" wohnt. Führen Sie ihn in den Salon. Ich komme sofort, Jean."

„Sehr wohl, gnädiger Herr!"

Graf Ugo steckt sich eine Upmann an und geht hinüber in den Empfangssalon.

Onkel Otto erhebt sich bei seinem Eintritt.

„Guten Tag, Herr von Bossewitz!"

„Guten Tag, Herr Käsebier. Womit kann ich Ihnen dienen? Kommen Sie in der Angelegenheit des „Ochsen"?"

„Nein, in einer anderen Sache. Um Dixi. Ist es Tatsache, Herr von Bossewitz, daß Sie eine Verbindung mit Dixi, meiner Nichte, oder besser Großnichte, anstreben?"

„Das ist Tatsache, aber doch wohl meine Privatangelegenheit. Immerhin, als Verwandter meiner künftigen Frau . . . bitte reden Sie, ich höre Sie an."

„Ich will nicht, daß Sie Dixi heiraten!"

„Und warum nicht?" lächelt Graf Ugo verbindlich.

„Dixi liebt Sie nicht. Sie schätzt und achtet Sie; sie fühlt sich gebunden wegen des Geldes, das Sie ihr für ihren Vater geliehen haben."

„Das Geld ist ohne Verpflichtung gegeben worden, Herr Käsebier. Ich dränge Dixi nicht. Möglich, daß sie mich noch nicht liebt, das kommt aber noch; denn ich werde gut zu ihr sein und ihr ein schönes Leben bereiten. Sie verdient es, daß sie aus dem elterlichen Zwiespalt gerissen wird."

„Das verdient sie wohl, sie verdient noch mehr, sie verdient, daß sie den Mann findet, den sie im Grunde ihres Herzens liebt."

„Und wer ist dieser Mann?"

„Das ist für Sie belanglos."

„Aber es interessiert mich!"

„Nun denn . . . ihr Jugendfreund Rudi Lenz!"

„Rudi Lenz?" Graf Ugo lacht hell auf. „Der wackere Bursche, der mich aus dem „Ochsen" warf! Hahaha... Nein, Herr Käsebier, für den Mann ist eine Dixi nicht gewachsen."

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie im Falle einer Verbindung eine unangenehme Überraschung erleben werden."

„Da bin ich wirklich gespannt."

Onkel Otto kommt in Aufregung. „Jawohl, dann werde ich ganz Pulkekau sagen... der Mann, der sich Graf Ugo von Bossewitz nennt, der ist es nicht."

Graf Ugos Gesicht wird ernst, kühl, aufmerksam blickt er Onkel Otto an.

„So, dann bin ich wohl ein Betrüger?"

„Was den Namen anbelangt, bestimmt."

„Sie haben den letzten Bossewitz gekannt?"

„Ja, drüben in Amerika. Es gibt keinen Bossewitz mehr. Der letzte Bossewitz, Graf Ugo, ist drüben in meinen Armen gestorben."

„Das stimmt, Herr Käsebier! Und trotzdem sind Sie im Unrecht. Hören Sie zu. Mich hat Graf Ugo von Bossewitz adoptiert, bevor er nach Amerika ging. Gegen Zahlung von 3000 Mark. Ich bin überzeugt, von den 3000 Mark hat er nichts mit nach drüben gebracht, oder nur ganz wenig, das meiste hat er sicher auf dem Schiffe bereits verspielt. Er war ein unverbesserlicher Spieler."

Onkel Otto glaubt nicht recht zu hören.

„Adoptiert? Dann... tragen Sie den Namen zu Recht?"

„Ja, natürlich. Absolut zu Recht. Ich will Ihnen jetzt meine Papiere vorlegen, auch den Adoptionsvertrag, der von einem Notar ausgefertigt und unterzeichnet wurde. Es ist alles in bester Ordnung."

Onkel Otto sah die Papiere durch und tatsächlich stimmte alles.

„Ich bitte um Verzeihung!" sagte Onkel Otto. „Ich habe Sie zu Unrecht im Verdacht gehabt."

„Bitte sehr! Sie haben den letzten Bossewitz gekannt. Keiner kann Ihnen Ihren Verdacht verdenken."

„Und . . . Dixi?"

„Genug davon, Herr Käsebier! Ich kann . . . und ich will Ihren Wunsch nicht erfüllen. Lediglich Dixi selber kann da etwas ändern."

Onkel Otto ging sehr betrübt fort.

Sein Trumpf war zerflossen wie Snee in der Sonne.

*

Der neue Polizist, der dritte im Bunde, trug den schönen Namen Oskar Patzer, war 37 Jahre alt, klein, aber sehr gut bei Leibe mit einem immer fröhlichen, lustigen Gesicht.

Manche behaupteten, das Gesicht wäre dämlich.

Das fand nun Onkel Otto, als Patzer heute abend, da er dienstfrei war, als Gast in dem „Ochsen" weilte, nicht. Im Gegenteil, bei aller Gutmütigkeit war in dem dicken roten Gesicht ein Zug von Pfiffigkeit und Mutterwitz.

Oskar Patzer stammte aus Leipzig.

Leipzig ist die Stadt der Bücher. Wie sagt der Dichter:

> Durch die Bücher
> Wird man klüger!
> Da kriegt man eine Spur
> Von wirklicher Kultur.

Ergo konnte doch Oskar Patzer nicht dämlich sein. Haben Sie schon einmal einen dämlichen Sachsen kennengelernt? Gibt's nicht! Es stimmt schon, wenn einmal ein Sachse dämlich ist, dann hat er sich bestimmt nur verstellt.

Also der Wachtmeister Oskar Patzer sitzt stillvergnügt als einziger Gast um die sechste Nachmittagsstunde im „Ochsen", trinkt ein Helles, und noch eins, bestellt sich ein Appetitsbrot und ist von ihm beglückt. Ja, Lina versteht's!

Onkel Otto setzt sich, als er fertig mit dem Essen ist, zu ihm an den Tisch.

„Wie gefällt's Ihnen bei uns in Pulkenau?"

„Doller Betrieb, das hätt'ch mer nich gedacht. Dunnerwetter, an de Sonnabende und Sonntage... da rasseln die Benzinesels nur so an."

„Ist der Dienst schwer?"

„Nu nee, das ist doch ein honettes Bublikum, nich wahr! Die ham doch merklich Anstand in Leibe. Bloß, daß se bardu den scheen' Nußboom und die hibsche Kneipe hier wegham wolln, das find'ch nich richtig."

„Nicht wahr? Das ist ein Wort, Herr Wachtmeister. Unser schöner Nußbaum und der „Blaue Ochse", der eines der ältesten Gasthäuser in ganz Deutschland ist, muß fort. Nee, das ist bitter."

„Ich meene, der Marjt is ja enge. E kleenes Häppchen gennte er ja greeßer sin, awer da kann mer doch eene Straße weiter bei den Johannisplatz eene Parkstelle einrichten, ne wahr?"

„Das könnte man schon! Das liegt hier am Bürgermeister. Zwar ein ganz tüchtiger Mann, aber er hat den Größenwahn."

„Nu, in Vertrauen... wie e Pfauhahn gommt er mir vor!"

„Sie sind nun noch nicht lange hier, Herr Wachtmeister. Da kennen Sie die Zusammenhänge nicht. Wundert Sie es nicht, daß aus der kleinen Stadt mit einem Male ein so besuchter Kurort wurde? Das ist alles in dieser Saison passiert."

„Nu freilich, daß de Berliner alle so verrückt uff Pulkenau sin, das se alle hierher gomm', erscht 80 Kilometer fahr'n, das is eijentlich gomisch."

„Sie werden schon noch wegkriegen, was hier gespielt wird."

„Nu... Egarde... das wees'ch, da hat mich der Herr Bürgermeister schon uffgeklärt. Aber das is ja jetzt erloobt!"

„Das ist erlaubt, aber... es gibt ja noch mehr Spiele, Glücksspiele, die man hinter verschlossenen Türen spielen kann."

Oskar Patzer wird ganz aufgeregt.

„Heernse, alter Herr, da missen Sie mir reen' Wein inschenken, daß ich uffpassen kann. Wenn die etwa denken, daß se mich engagiert haben, damit 'ch alle beede Oogen und de Hühneroogen am Ende noch mit derzu zudrücke, nee, das macht Oskar nich, und wenn 'ch ooch n bißchen dämlich aussehe!"

„Aber Herr Wachtmeister!"

Bekümmert nickt Oskar Patzer. „'s is ähm so, alter Herr. Ich hab ne dämliche Visage. Aber da gann ich nicht dervor. Aber ich bin ooch nischt geworden. Immer noch bloß Wachtmeester. Wissen Se, mit dem kleen Dreck, da hab'ch mich nie abgegeben. E Polizifte is nich da, daß er de kleen Geschäftsleite un überhaupt ärjert. Soll ich'n Tütchenkrämer aanzeijen, wenn er mal nach Ladenschluß über die Straße verkooft? Das wär Blödsinn. Oder wenn irgendeene andere Kleenigkeet vorliejt? Nee, das mach'ch nich. Awer, das kann'ch Ihnen sagen, alter Herr, wenn ich merke, daß hier Glicksspiel getrieben wird, dann soll'n se mich kenn'n lern'n! Glicksspiel, das'ch wie den Deifel hasse!"

„Muß man auch, das Glücksspiel ist ein Fluch!"

„Sähnse, das is ooch meine Meinung! Jawoll! Ich hab doch ne Schwester, die unterstitz' ich jetzt noch, da hat sich nämlich der Mann erschossen, weil er unterschlagen hat. Jawoll, zwölfdausend Mark. Alles verspielt! Seitdem hab ich'n Pick uff alles Glicksspiel."

„Das ist recht, Herr Wachtmeister! Sehen Sie, es ist ja ganz schön, daß aus dem bescheidenen Pulkenau etwas wird, aber daß es nur etwas wird, weil man es zu einem Spielernest gemacht hat, das ist nicht schön. Das Spielen hat auf die Bevölkerung schon abgefärbt. Die Eingeborenen machen es den Gästen nach. Früher, da ging's im Skat um die Zehntel, um die Viertel, jetzt muß es um die Ganzen gehen. Aus der harmlosen netten Unterhaltung wird das Spiel um Geld, das ruiniert das Familienleben."

„Da haben Sie wieder recht! Jetzt versteh'ch ooch, was der Herr Bürgermeester gemeint hat. Na warte, jetzt paßt Oskar uff."

„Tun Sie das, Herr Wachtmeister. Vielleicht hilft es Ihnen in der Karriere weiter!"

„Ja, ja, das wär ooch ganz schön."

Sie unterhielten sich noch lange und Onkel Ottos Urteil war: ungeheuer gutmütig, grundanständig, eifrig und gescheit.

(Fortsetzung folgt.)

Sein großes Solo.

Skizze von **Georg Wagener**.

Er spielte die kleine Flöte und war im großen Orchester nur eine Nummer.

Frank Meller empfand diesen Zustand als eine persönliche Beleidigung von seiten des Schicksals und des Kapellmeisters. Was verstand dieser Dilettant dort oben, dem sicher nur Vetternwirtschaft zu seiner Stellung verholfen hatte, von wahrer Kunst? Seinen Taktstock schwingen und seine Mähne theatralisch zurückwerfen, das verstanden andere auch.

Aber die Pickelflöte spielen, aus dem blanken, schwarzen Rohr Töne hervorzaubern voller Inbrunst und Wehmut, Töne, die Herz und Sinne packten und das Leben und sein Getriebe vergessen machten in seliger Weltentrücktheit, das konnte nur er, Frank Meller.

Wenn es nach Recht und Verdienst ging auf dieser Welt, dann mußte er von Zeit zu Zeit dort oben auf dem Dirigentenpodium stehen, dem Publikum zugewandt, und ein Solo blasen. Dann erst würden die Menschen erkennen, welch großer Künstler Frank Meller, der übersehene, war, dann würden sie den Kopf in die Hände sinken lassen, die Augen verdecken, nur um den Tönen dieser Zauberflöte lauschen zu können.

Ja, er konnte spielen, er wußte das. Er glaubte es schon lange von sich. Aber die letzte Gewißheit empfing er damals, als er vor einem Jahr ungefähr das kleine Mädchen mit den schwärmerischen Augen zum Wander-

kameraden hatte. Aus irgend einer Regung heraus nahm er seine geliebte Pickelflöte mit. Und als sie dann beide abends draußen vor der Stadt am Waldsee saßen und das milde Licht des Mondes über das dunkle Wasser von Ufer zu Ufer eine silberne Brücke baute, die wohl in ein Traumland hinüberführte, da preßte sich das Mädchen eng an ihn und flüsterte: „Ich bin ja heut so glücklich!" In ihrer Seligkeit kam der Kleinen in diesem Augenblick nicht zum Bewußtsein, daß sie eine kleine Anleihe bei den schwülstigen Liebesromanen machte, die sie tagsüber fleißig las.

„Ich bin ja so glücklich!" sagte das Mädchen nochmals, und Frank Meller war es auch. Und in dieser seligen Melancholie zog er seine geliebte Pickelflöte aus der Tasche, und unter seinen Fingern hervorgezaubert flogen die zarten Töne der „Mondschein-Sonate" über den stillen Waldsee.

Da legte das Mädchen sein kleines schwärmerisches Gesicht in die Hände und weinte vor Seligkeit. Und als Frank Meller, selbst ergriffen von der Feierlichkeit des großen Augenblicks, die Flöte sinken ließ, da sagte die Kleine bewundernd: „Du bist ein großer, ein ganz großer Künstler." —

Ein Jahr war seitdem verflossen. Ein Jahr voll innerer Kämpfe, voller Enttäuschungen. Denn immer noch wartete Frank Meller darauf, daß man ihn sein Solo spielen ließ, das ihn mit einem Schlag zur Berühmtheit machen sollte. Ein glattes, rücksichtsloses Nein war die einzige Antwort des Dirigenten gewesen, als der Pickelflötenspieler sein Anliegen vortrug. Ein Nein ohne weitere Begründung, weil ja der Mann dort mit dem Taktstock nicht sagen durfte, daß ihn nur der Neid zu seiner ablehnenden Stellung veranlaßte. Oft packte Frank Meller ein Verlangen, den Mann vom Podium zu stoßen und sein Spiel, sein Flötenspiel über das der anderen im Orchester hinauszutragen, daß sie rasch verstummten, daß alles nur ihm lauschte. Doch die Wirkung dieser plötzlichen Regungen waren nur ein paar scharfe, allzu helle Töne, die eine Dissonanz in das Gesamtspiel brachten und den Dirigenten veranlaßten, dem Sünder einen strafenden Blick zuzuwerfen.

Eine andere große Enttäuschung war gekommen. Das kleine Mädchen, das mit seiner schwärmerischen Bewunderung so wenig gegeizt hatte, ließ sich nicht mehr sehen. Es hatte seine Wohnung gewechselt, ohne Frank Meller davon zu benachrichtigen. Aber vorher schon war der Kleinen ein Geständnis entschlüpft, das alle weiteren Nachforschungen unnötig machte: „Von der Liebe allein kann man nicht leben!"

Das wäre alles anders gekommen, würde man nur Frank Meller erlaubt haben, einmal ein Solo zu spielen, einmal das Publikum von seiner großen Kunst zu überzeugen.

Nun saß er wieder im Orchester, blies die Flöte und war eine Nummer unter vierzig anderen. Er spielte ohne Aufmerksamkeit, mechanisch, als ginge ihn die ganze Sache nichts an. Er spielte so gleichgültig, daß der Dirigent zwischen zwei Takten den Entschluß faßte, ihn nach der Vorstellung zum letzten Mal zu ermahnen: „Sie verlieren sonst Ihre Stellung!"

Doch plötzlich horchte Frank Meller auf. Ein Schrei gellte durch den Raum: „Feuer!" Flammen schossen aus den Kulissen vor, züngelten hoch über das Orchester hinweg in den Zuschauerraum. „Feuer!"

Die Musik brach ab. Der eiserne Vorhang krachte herunter und durchschnitt die Flammen. Menschen stürzten übereinander hinweg zu den Ausgängen, fluchten, weil sie nicht rasch genug vorwärts kamen, schrien um Hilfe. Die Musiker ließen ihre Instrumente stehen, rissen einander an den Schultern zurück, um zuerst die enge Ausgangstür zu erreichen, und der Dirigent schwang sich über die Brüstung hinweg in den Zuschauerraum.

„Halt!" Eine Stimme, übermenschlich laut, brüllte das Wort in das Theater hinein. Es riß die Menschen zurück wie ein Befehl, daß sie sich wandten, um mit den Blicken den zu suchen, dem diese zwingende Stimme gehörte.

Sie sahen ihn. Er stand unten im Orchester auf dem Podium des Dirigenten, schwang eine Flöte in der Rechten und griff mit den Fingern der Linken in den Zuschauerraum, als wollte er die Leute zurückhalten: „Keine Angst, meine Herren, keine Angst, meine Damen! Das Feuer ist ungefährlich. So ungefährlich, daß ich Sie bitte, zu bleiben und meinem Solo zu lauschen!"

Und dann begann Frank Meller. Er spielte vor den Flammen, die aus dem Orchester herausschlugen. Seine Augen hatten einen irren Glanz. Sie waren wie die eines Menschen, der sich endlich am lang ersehnten Ziel sah und über diesem großen Glück den Verstand verloren hatte. Er spielte mit tiefster Hingabe, als wüßte er nichts von all dem, was um ihn vor sich ging. Er spielte die „Mondschein-Sonate".

Seine Stimme, der Klang seiner Flöte hatten für Sekunden die wilde Flucht gehemmt. Und nun wandten sich die Menschen langsamer, nun wußten sie nicht recht, ob sie bleiben durften, weil dieser unbekannte Musiker noch aushielt, oder ob sie lieber das Theater überstürzt verlassen sollten. Keiner dachte daran, den Flötenspieler von seinem Podium zu reißen: „Kommen Sie, retten Sie sich!"

Ein paar Menschen waren noch im Zuschauerraum, als die „Mondschein-Sonate" vorzeitig abbrach. Denn über der Bühne löste sich, von der Hitze geborsten, ein Stück des prunkvollen Deckenputzes. Es stürzte wie ein schwerer Stein auf den Flötenspieler, und Frank Meller fiel lautlos in die Flammen des brennenden Orchesterraumes.

So endete das große Solo des unbekannten Flötenspielers. Es kostete Frank Meller, den Glücklichen, das Leben und rettete Dutzende von Menschen.

Des Weidmanns Geh

Von **Wilhelm Hochgreve.**

Keine Jagd ohne Jagdhund! Das war früher, als die Waffentechnik noch in den Kinderschuhen steckte, einer der obersten jagdlichen und hegerischen Grundsätze. Er erfuhr in bezug auf manche Jagdarbeiten infolge der Vervollkommnung der Jagdwaffen und Patronen und der Steigerung ihrer Durchschlagswirkung und ihrer Reichweite eine bedenkliche Abschwächung. Diese wurde erst in den letzten Jahrzehnten durch die energische Auffrischung der Lehre vom Werte des vierbeinigen Jagdgehilfen und seiner Notwendigkeit bei allen jagdlichen Betätigungen, durch Verbesserung der Zuchten und durch die Gründung und forsche Belebung der Gebrauchshundvereine wieder ausgeglichen. Zwar gibt es immer noch Jäger, die ohne Hund oder mit schlechten Hunden jagen, aber im ganzen hat die deutsche Jägerei auch in dieser Beziehung vor allen Kulturvölkern den Vorrang, indem sie für alle Jagdarten hervorragende Spezialisten züchtet. So haben wir für die Hochwildjagd den hannoverschen Schweißhund, der dem angeschweißten (angeschossenen) Rot- und Damwild nachzusuchen, es zu stellen oder tot zu verbellen oder tot zu verweisen hat. Sein schwerer Schlag eignet sich für das Mittelgebirge und Flachland, während sein leichterer, schlankerer Vetter, der bayerische Gebirgsschweißhund, für das Hochgebirge auf Rot- und Gamswild in Frage kommt. Für die Erdjagd, d. h. die Jagd auf Fuchs und Dachs im Bau, sind Teckel oder Dachshunde, deren kleinster Schlag auch im Kaninchenbau verwendet wird, sowie Foxe die gegebenen Rassen. Die Teckel lassen sich im Gegensatz zu den zu flüchtigen und draufgängerischen Terriern auch vorzüglich als Schweißhunde sowie als Stöberer auf Treib- und Drückjagden gebrauchen. Krankes (angeschweißtes) Wild stellt sich dem kleinen Hunde meist eher als dem größeren, während er als Hetzer auf seinen kurzen Beinen oft versagen muß. Im ganzen aber ist der deutsche Teckel kurz-, lang- oder rauhhaarig, in der Raubwild-, Reh- und Hochwildjagd ein wertvoller Gehilfe des Weidmannes. Auf Wildschweine werden in Revieren, wo diese wehrhafte Wildart noch regelmäßig vorkommt, besonders kräftige und rauhe Sauhunde, die durchaus keine Ahnentafel zu haben brauchen, als „Finder" und „Packer" verwendet. Für die Niederwildjagd, aber auch auf Hochwild brauchbar, eignen sich die deutschen Wachtelhunde, deren Zucht in den letzten Jahrzehnten eifrig gepflegt wurde. Der Wachtelhund ist kleiner als der deutsche „Vorstehhund" und steht zwischen ihm und dem Teckel.

Der deutsche Universalgebrauchshund aber ist und bleibt der deutsche Vorstehhund, sei er kurz-, lang-, draht-

oder stichelhaarig. Es kommt hierbei auf die Rasse weniger an als auf die Qualität des einzelnen Hundes, wenn man auch der Wetterfestigkeit wegen mehr dem Rauhhaar den Vorzug geben möchte. Ich habe unter allen diesen Rassen, die im Grunde genommen mehr oder weniger nahe verwandt, weil durch Kreuzungen herausgezüchtet sind, hervorragend gute und schlechte beobachtet. Wie der Herr, so das Geschirr! Das trifft hierbei besonders zu. Ein guter Jäger und Hundekenner und Hundeliebhaber vermag aus einem Welpen einen vorzüglichen Jagdhund zu machen, der in anderer Dressur völlig unbrauchbar geworden wäre. Auch kann ein guter Hund, wenn er aus der Hand eines tüchtigen Weidmanns in den Besitz oder auch nur unter die Führung eines weniger guten Jägers und Hundekenners gelangt, in kürzester Zeit verdorben werden. Also hinsichtlich der Leistungen ist es ziemlich gleichgültig, welcher Rasse unser Hund angehört, wenn er nur aus einer guten Gebrauchshundlinie kommt, d. h. gute Art mitbringt. Das übrige besorgt dann die Erziehung und Schulung sowie die ständige Übung in einem gutbesetzten Jagdrevier. In geschickter Hand wird aus dem Vorstehhunde der Gebrauchshund für fast alle jagdlichen Zwecke. Er kann annähernd sogar den Schweißhund auf der Hochwildjagd ersetzen, kann vorzüglicher Totverbeller oder Totverweiser werden, den Fuchs und die wildernde Katze hetzen und abwürgen, die Ente aus dem Wasser holen und braucht dabei seine Hauptaufgabe, auf die der Name Vorstehhund hinweist, keineswegs zu vernachlässigen: die Arbeit im Felde und im Walde auf der Hühnersuche wie beim Stöbern und Stockeln. Die meisten Gebrauchshunde stehen aus Naturanlage vor, d. h. vor dem mit der Nase gefundenen Wilde, indem sie eine gespannte steife Haltung einnehmen. Aus deren Verschiedenartigkeit ersieht der erfahrene und mit dem Können seines Hundes vertraute Jäger, ob der Hund Rebhühnern oder einem Hasen vorsteht. Bei Raubzeug oder Raubwild und auch vor im Bett gedeckt sitzenden Rehen macht der gute Hund nieder, wofür wir früher unsinnigerweise „down" sagten. Vor Raubwild sträubt sich dem Hunde der Rückenhaarkamm, woraus man wieder besondere sichere Schlüsse ziehen kann. Auf alle Feinheiten der Arbeit des Vorstehhundes hier näher einzugehen, würde zuviel Raum beanspruchen. Handelt es sich doch um eine überaus vielseitige Leistungsfähigkeit unseres Jagdgehilfen, der damit immer wieder den hohen Grad seiner Klugheit verrät.

Daß der Jagdhund als Wächter und Beschützer oder auch nur als Warner seines Herrn hoch einzuschätzen ist, haben zahlreiche Fälle erwiesen, hat jeder Weidmann, der auf ein längeres Jägerleben zurückblickt, selbst erfahren. Beim Gang durchs Revier im Dunkel der Nacht hat der treue Hund nicht selten dem Herrn die Nähe des Wilderers, den die feine Nase witterte, durch Anschlagen und Verbellen verraten, oft auch, wenn er scharf und auf den Mann dressiert ist, die Feststellung des Ertappten ermöglicht oder seinen Herrn im Kampfe wirksam unterstützt.

Lustige Ecke



*** Harmonie und Farbensehen.** Der als bissiger Satiriker bekannte Geiger Josef Hellmesberger unterhielt sich eines Tages mit seinem Kollegen, dem Professor Grün, über Farbempfindungen bei gewissen Klangfiguren. „Bei mir ist diese Erscheinung sehr ausgeprägt", sagte Hellmesberger, „höre ich Beethoven, so sehe ich stets Rot; höre ich Mozart, sofort habe ich das Empfinden, Blau zu sehen; höre ich aber einmal ganz schlechte Musik, so sehe ich Grün."

*** Donatello hat nichts dagegen.** Der berühmte Bildhauer Donatello arbeitete an einem Denkmal für den Condottiere Gattamelata, das heute in Padua steht. Den Auftraggebern schritt die Arbeit nicht schnell genug voran, sie mahnten und drängten den Künstler, bis dieser schließlich wütend wurde und mit einem Hammer den Kopf des Bildwerkes zerschlug. Der Doge von Venedig ließ den Künstler zu sich kommen und sagte ihm: „Eigentlich hätten Sie verdient, daß man es mit Ihrem Kopfe ebenso machte." — „Ich habe nichts dagegen", sagte der Bildhauer, „vorausgesetzt, daß Sie imstande sind, meinen Kopf ebenso tadellos wiederherzustellen, wie ich es mit dem des Feldherrn tun werde."



Rätsel-Ecke



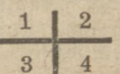
Diamant-Rätsel.

```
      A
    A B B
  E E E E E
F H K K L O O
  O O R R R
    T T T
      T
```

Die Buchstaben in dieser Abbildung sind so zu ordnen, daß die waagerechten Reihen Folgendes ergeben: 1) einen Vokal, 2) einen Abschnitt in dramatischen Werken, 3) ein Nagetier, 4) einer von 12 Brüdern, 5) ein Handwerksgerät, 6) eine Märchengestalt, 7) einen Konsonanten. Die mittelste senkrechte Reihe läßt bei richtiger Lösung dasselbe Wort erkennen, wie die mittelste waagerechte.

*

Silben-Kreuz-Rätsel.



1, 2 wird aus dem tiefen Schacht
Vom Bergmann an das Licht gebracht.
3, 4 liebt mancher reich besetzt
Dieweil es seinen Gaumen letzt;
1, 4 wird wohl bekannt dir sein
Als ein Gebirge an dem Rhein;
2, 3 erkennst du alsobald
Als eine Wagner'sche Gestalt.

*

Das glückliche Verlobungspaar.

Hanni von Ledern
Ludwig-Hans Hafer
grüßen als Verlobte

Eine ganz übliche Verlobungsanzeige, und doch enthält diese ein Geheimnis. Man kann nämlich aus jeden der zwei Namen die Heimatstadt des Betreffenden feststellen. Wer findet zuerst die richtige Lösung?

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 232.

Diamant-Rätsel:

```
      D
    I N N
  E I C H E
P L U E S C H
A R M A   G N A C
P A N D O R A
  I L L E R
    E I D
      R
```

= Die Papierdrachen.

*

Scherz-Rätsel:

Zwei Herzen im Dreiviertel-Takt . . .

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.